Die Reise nach Ikarien.

Roman von H. Teichmann.

(13. Fortsetzung.)

Aber heute sollte es etwas Besonderes werden. Etwas, das nicht in diesen Augenblick gehören, im nächsten schon wieder fallen sollte. Was ihr in den sonnenheißen Feldern in den Sinn gekommen war, greifbare Gestalt angenommen hatte, gestaltete sie nun vor ihren Kindern aus. Sie erzählte ihnen von der Heidebeere die im Heidekraut wächst und um die Sonnenwende den Menschen glücklich machte, der es werden wollte. Sie vergaß, daß es kleine Kinder waren, die ihren Worten lauschten. Leicht und voll Poesie glitten ihr die Worte von den Lippen. Sie berauschte sich an dem Klange, an den Bildern. Sie vergaß ihre Umgebung, hörte und sah nichts mehr. Und als sie tiefaufatmend beendet, schrak sie heftig zusammen. Denn sie bemerkte, daß außer ihren Kindern noch zwei Zuhörer hinzugekommen waren: ihr Mann und Frau Langenscheit. Verlegen sprang sie empor, und Georg sagte:

„Das war ein schönes Märchen, Gerta. Von wem ist es? Andersen? Bechstein?"

„O nein — das ist — das habe ich mir ausgedacht."

„Wirklich? Ich wußte nicht, daß du dichten kannst."

Jetzt trat Frau Langenscheit näher herzu und sagte freundlicher als sonst: „Wirklich, es war schön. Ich verstehe ja nicht viel von Märchen und überhaupt von Literatur. Aber meine Nichte erzählte mir noch gestern abend, daß der Maler Velten Ihnen dichterisches Talent zuschreibt und darauf schwört, Sie wären ein unentdecktes Genie."

Heide fragte: „Ach, darüber sprachst ihr so eifrig?"

„Nicht allein darüber, Georg. Und er täuscht sich ja auch sicher. Ich habe nur sehr viel gelesen und bin sehr — wie soll ich sagen — empfänglich für alles Schöne. Ich liebe jede Kunst leidenschaftlich. Besonders die Dichter. Aber ob ich meine Gedanken zu Papier bringen könnte?"

„Das käme nur auf einen Versuch an, liebe Frau Heide" sagte Frau Langenscheit eindringlich, „schreiben Sie dies Märchen nieder, und der Anfang ist gemacht."

Fragend sah Gerta ihren Mann an. Doch der hatte nichts mehr gehört. Von oben ließen sich jetzt leichte Klavierklänge vernehmen. Webers: „Aufforderung zum Tanz". Heide wurde unruhig und sagte:

„Mir scheint, Fräulein Martina wartet schon. Ich hole meine Geige. Gerta, mache dich fertig."

Er lief eilig aus dem Zimmer. Gerta sah ihm ein wenig erbittert nach, dann wandte sie sich den Kindern zu:

„Geht zu Tini. Sie soll euch anziehen und mit euch in den Park gehen."

Gehorsam verließen die Knaben das Zimmer. Frau Langenscheit stand wie in tiefes Sinnen verloren. Man sah es ihren kalten Zügen an, daß sie rechnete, spekulierte. Und Onkel Fritz hätte sicher gesagt: „Sie spielt und rechnet mit Menschenschicksalen. Sie schreitet über alles hinweg."

Dann richtete sie sich straff auf und sagte ungewöhnlich liebenswürdig zu Gerta:

„Sie kommen natürlich mit, Frau Heide. Sie werden den Sonntagnachmittag doch nicht allein verbringen."

Gerta stand unschlüssig. Sie wußte, sie würde oben, bei dem Spiel der beiden, nur Qualen leiden. Aber vielleicht noch größere, wenn sie einsam hier unten säße und dem Zauber der Musik mit allen Sinnen lauschte. So sagte sie zögernd zu und begab sich mit Frau Langenscheit und Georg, der mit seiner Geige schon wartete, ins obere Stockwerk.

Martina saß schon am Klavier und hatte die „Träumerei" von Schumann aufgeschlagen. Leise intonierte sie die Begleitung. Heide sagte: „Das wollen wir zuerst spielen? Was haben Sie noch in petto?"

„O eine ganze Menge. Hier ist schwerere Musik, Beethoven — Mozart — das Intermezzo von Mascagni — hier leichtere Sachen — Opernmelodien — die neuesten Opereiten".

„Ich denke, wir nehmen zuerst das Intermezzo. Ich liebe es sehr. Und dann kann man sich im zweiten Teil ein wenig ins Feuer spielen — ich weiß nicht, im Anfang habe ich immer das Bedürfnis, mich in leidenschaftlicher Musik auszutoben, erst dann sanfte, zarte, wenn man ein wenig müde, befriedigt ist."

Martina suchte die Noten hervor und wandte dann den Kopf nach Gerta, die Hände schon zum Anschlag bereit. Die junge Frau saß mit Frau Langenscheit in einem entfernteren Winkel am offenen Fenster. Sie flüsterten eifrig zusammen.

Sie begannen zu spielen. Wie sehnendes Träumen, leise und doch drängend zogen die ersten Akkorde durch den Raum. Immer leidenschaftlicher, drängender wurde die Musik, alles schien mitzuschwingen in dem dränenden Jubel, bei den Rufen und Rauschen des zweiten Teils. Heide spielte selbstvergessen, er entlockte seiner Geige Töne, die alle Erdenschwere abgestreift hatten. Wie goldener Quellengriesel strömten die klingenden Noten hervor, die jeden Nervenmißklang heilen ließen. Dann ein erlösendes, befreiendes Ausklingen, als stiege aus wirrem Leide eine Seele empor zum Sonnenlichte, zur Freiheit. Nur ein wehes Nachzittern klang wie ein letztes Aufschluchzen zurück.

Die Spielenden sahen sich an. Sie waren noch erfüllt von der Macht der Musik. Heide sagte leise:

„Schön war das. Wir spielen gut zusammen, weil wir die gleiche Auffassung haben."

Gerta war zum Klavier getreten. Ihr Gesicht war blaß, und ihre Augen leuchteten. Sie sagte leidlos:

„Einen höheren Genuß hatte ich schon lange nicht. Fräulein Martina, ich beneide Sie. Sie sind eine Künstlerin. Ich wußte nicht, daß Sie so spielen können. Jeder Künstler ist beneidenswert. Besonders denke ich aber der Tonkünstler. Alle Qual des Lebens, alle Sehnsucht kann man in sein Werk hineinlegen. Es wird ihm zu Seelenschwingen, die ihn über alle Erdenpein in klare Höhe emportragen."

Frau Langenscheit trat hinzu: „Das können aber auch Dichter, meine liebe Frau Heide. Nicht nur Tonkünstler. Ich denke mir, je mehr ein Mensch, ein Dichter, erfahren in seinem Leben, sei es Leid oder Glück, desto schöner, packender kann er schreiben. Kommen Sie, Frau Heide, stören wir die beiden nicht. Ich erzähle Ihnen unterdessen etwas."

Sie zog die leise widerstrebende Frau ins Nebenzimmer und sagte:

„Sie müssen Ihr Talent ausnützen. Es wäre direkt eine Sünde, es brach liegen zu lassen. Schreiben Sie das Märchen nieder, und ich sende es meinem Vetter nach Wien. Ich weiß, er ist mit mehreren Redakteuren sehr gut befreundet. Er kann es begutachten lassen, und es wird sicher angenommen. Denken Sie nur, wie schön das wäre, wenn Sie größere Sachen schrieben, sie treten an die Oeffentlichkeit mit einem Roman oder Drama."

Gerta erhob lachend abwehrend die Hände. „Ich einen Roman schreiben? Oder ein Drama? Meine liebe Frau Langenscheit, dazu muß man Ruhe haben. Ruhe und viel Zeit. Wo hätte ich das alles bei meinem Haushalt? Die Kinder nehmen mich so in Anspruch, das Kochen, Flicken" ...

„Es gibt doch viele Schriftstellerinnen, die einen Haushalt haben. Und schreiben Vieles und Gutes."

„Das möchte und könnte ich nicht. Will man etwas wirklich Gutes schaffen, muß man doch mit ganzer Seele dabei sein. Die Kunst verträgt nichts Halbes. Ja, wenn ich wirklich die Ueberzeugung hätte, den unwiderstehlichen Drang" —

Gerta brach ab und sah verstört vor sich hin. Und die Frau an ihrer Seite flüsterte erregt auf sie ein:

„Was würden Sie da tun? Was?" Und als Gerta eine leise, hilflose Handbewegung machte, fuhr Frau Langenscheit höhnisch fort: „Nein, Sie würden bleiben und weiter im Haus als Magd herumschuften, weiter kochen und flicken. Und Ihr Talent würde weinen, kämpfen — dann müde werden und einschlafen."

„Ich weiß ja noch gar nicht, ob ich überhaupt Talent habe! Ich werde es versuchen. Glückt es mir, ja, dann werde und will ich arbeiten, bis ich Großes erreicht habe. Denn ich gehöre nicht zu den zagen Seelen. Dann weiß ich, daß das Sehnen, das Drängen in mir der Ruf der Kunst war. Dem folge ich. War es aber Täuschung, dann weg mit den Träumen. Dann will ich nur Gattin und Mutter sein."

Beide schwiegen. Gerta wunderte sich, daß sie so offen zu der Frau reden konnte, die ihr bis jetzt immer so feindselig begegnet war. Und daß sie sich überhaupt so eingehend mit ihr beschäftigte. Gerta schloß ein wenig die Augen. Die beiden drin spielten wunderschön. Die traumhaft schwebenden Klänge der „Traumerei" waren es, die mit Klingen und Klagen zu ihr hinzogen. Draußen zitterte schwüle Nachmittagsluft. Auf den großen Rasenflächen lag blendend die Sonne. Und da kamen mit einemmale wieder die schemenhaften Feldgeister, die Gestalten schienen zu flehen: „Mach uns lebendig."

Da erhob sich Gerta und stammelte: „Sie entschuldigen mich wohl für einen Augenblick, liebe Frau Langenscheit. Ich muß — ich möchte einmal herunterstehen. Die Spielenden werden mich vermissen. Ich komme später wieder."

Frau Langenscheit nickte leise lächelnd. Ein Zug ihres Schachspieles war geglückt. Nun kam es nur auf die kluge Aufstellung der weiteren Figuren an. Die Frau fühlte eine Herrschergewalt in sich. Und sie würde das Schicksal doch zwingen. Es würde und müßte ihr untertan sein. Die Sache verzögerte sich ein wenig, aber es war doch überhaupt Hoffnung da. Sie hatte eine tiefe innerste Ahnung, daß sie doch Siegerin bleiben würde. Leise schritt sie durch das Zimmer, in welchem die beiden musizierten. Sie achteten nicht auf ihr Fortgehen, wie sie auch Gertas Verschwinden nicht bemerkt hatten. Sie schmiegten in tauschenden Tönen und sahen sich nach jedem gelungenen Werke lachend in die Augen. Frau Langenscheit streifte sie mit wohlgefälligem Blick. Wie gut sie zusammenpaßten. Leise klappte sie die Tür zu und schritt zu Onkel Fritz hinaus. Der saß über dem Kassenbuche und schrieb Zahlen heraus, die von und nach Breslau gingen. Strahlend begrüßte er die „Schwägerin" und sagte: „Wer macht denn so herrliche Musik? Dem hier aus höre ich ja leider nur wenig. Aber ich hab ein bißl an der Treppe gehorcht. Es war wunderschön."

„Martina ist es mit Herrn Heide."

„Und wo ist Frau Heide?"

„Sie ist hinuntergegangen. Ich glaube, sie will ihren ersten schriftstellerischen Versuch machen. Ich weiß sicher, es wird ihr gelingen. Wir hörten vorhin ein Märchen von ihr — wunderschön, sag ich dir. Ich muß dann gleich an Vetter Hans nach Wien schreiben. Er ist mir eine Genugtuung schuldig für die grausame Enttäuschung bei Direktor Heide. Ich will es übrigens jetzt gleich und hier tun. Sonst komm ich nicht ungestört dazu."

Onkel Fritz hatte eine seltsam ängstliche Empfindung, als er die Schwägerin schreiben sah. Er dachte: „Gottlob, daß wir im zwanzigsten Jahrhundert leben. Der Ernestine traue ich es wirklich zu, daß sie einen überflüssigen Menschen einfach seitwärts bringt".

Gerta war in ihr Zimmer gegangen. Die Sonne reichte nicht mehr herunter, so zog sie die grünen Vorhänge zurück. Dann reckte sie sich hoch auf. Von oben klangen noch immer Tongrüße zu ihr nieder, und sie holte eifrig ein Heft herbei und setzte sich zum Schreibtisch. Und ohne sich lange zu besinnen, flog die Feder über das Papier. Zuweilen blickte sie mit brennenden Wangen verloren vor sich hin und schrieb wieder weiter mit glücklichem Lächeln.

(Fortsetzung folgt.)

Sprachliche Streitfrage.

Es gibt Gegenden in deutschen Landen, in denen man schön nur vom Aussehen gebraucht, in anderen aber stößt sich niemand daran, wenn man es auch vom Schmecken sagt. Die Frage, ob man sagen könne, daß etwas schön schmecke, kann nicht entscheidend beantwortet werden.

Die Ausdrücke, die von den Wahrnehmungen der fünf Sinne reden, haben alle Bedeutungsübergänge durchgemacht. „Süß", ursprünglich nur „das Gefallende" bedeutend, wird vornehmlich von Geschmackswahrnehmungen gesagt, aber doch spricht man auch von einem süßen Geruche oder von süßen Tönen. „Hell", mit „Hall" und „hallen" zusammenhängend, wird bis ins spätere Mittelalter hinein nur von Gehörsempfindungen gebraucht, wie noch heute zum Beispiel „ein heller Klang", und doch sprechen wir auch von hellen Farben, bezeichnen also damit auch etwas, was wir mit dem Gesichte wahrnehmen. „Scharf", womit nach der Grundbedeutung etwas Einschneidendes benannt wird, dient zunächst nur zur Angabe von Empfindungen des Gefühls, daneben aber doch auch für solche des Gehörs, Geruchs und Geschmacks, wie „ein scharfer Ton", „ein scharfer Geruch", „ein scharfer Geschmack". Und mit demselben Bedeutungsübergange (vom Gefühl zum Geschmack) sprechen wir von „einem beißenden Geschmacke".

Nicht anders verhält es sich bei dem Worte „schön", das, von „schauen" hervorkommend, ursprünglich nur das „Geschaute", „Gesehene" bezeichnet, dann mit einer Verengerung der Bedeutung das dem Auge Wohlgefällige, das aber weiterhin auch für Wahrnehmungen anderer Sinneswerkzeuge verwendet wird: „die Blume riecht schön", „die Musik klingt schön", „die Wurst schmeckt schön". Und daß gerade auch diese letzte Uebertragung nichts Ungewöhnliches an sich hat, wird der Leser vielleicht bei sich selber beobachten können, wenn er sich des gewiß auch von ihm bei besonders hervorragenden Gaumengenüssen schon verwendeten Ausdrucks erinnert: „Schmeckst du prächtig!" Denn „prächtig" ist von „Pracht" abgeleitet, und dieses Wort heißt ursprünglich und in der älteren deutschen Sprache nichts weiter als „Lärm", „Geschrei", dient also zum Ausdrucke einer Gehörswahrnehmung, während die heutige Sprache damit nur einen Gesichtseindruck wiedergibt: „Pracht der Ausstattung". Und doch wird das Eigenschaftswort „prächtig" unbedenklich auch für Geschmacksempfindungen verwendet. — Der beanstandete Gebrauch des Wortes „schön" ist also nichts Sprachwidriges, und wenn er hier und da so empfunden wird, so kommt das nur daher, daß er nicht überall in deutschen Landen gleichmäßig verbreitet ist.

Liebe macht erfinderisch.

Eine lustige Geschichte von Paul Wilh.

Ach, Gott sei Dank! Endlich war sie daheim!

Am ganzen Körper bebend, schloß sie die Tür auf, schlüpfte ins Haus und stieg mit klopfendem Herzen die Treppen empor.

Durch drei Straßen hatte er sie verfolgt, immer hinter ihr her: — lief sie, so lief auch er, und als sie zu rennen begann, rannte auch er. Unerhört war so etwas doch.

Plötzlich aber, nun sie sich sicher wußte, jetzt mußte sie doch lachen über dies Erlebnis; und nun schämte sie sich restlich ihrer dummen Angst; — wenn sie sich wenigstens einmal umgesehen hätte! Denn gar zu gern wüßte sie doch, wie er eigentlich aussah!

Sie hatte jetzt die Wohnung der Tante erreicht. Nun drückte sie auf den Glockenknopf und wartete.

Da niemand öffnete, so klingelte sie noch einmal. Aber sie wartete vergebens, es kam niemand, der sie einließ. Auch das dritte Mal, als sie Sturm läutete, war ohne Resultat.

Jetzt bekam sie aber doch wieder Angst. Die Tante war also fortgegangen. Was nun? Bald war es zehn Uhr. Wer weiß, wie lange sie nun auf dem Korridor sitzen und warten konnte.

Und während sie noch über irgend einen Ausweg nachdachte, hörte sie, wie jemand die Treppe heraufkam. Sie sah ängstlich auf und erkannte ihren Nachbar von der gegenüberliegenden Wohnung.

Lächelnd, ein wenig ironisch, zog er den Hut und sagte: „Sie hatten es ja furchtbar eilig. Durch drei Straßen bin ich Ihnen atemlos nachgelaufen."

„Sie waren das?!" Erstaunt sah sie ihn an.

Er nickte heiter: „Ich wollte Ihnen meine Begleitung anbieten."

Jetzt wurde sie rot vor Scham und wußte nichts zu sagen.

„Na und nun können Sie nicht mal hinein, wie ich sehe!"

Ganz zaghaft erwiderte sie: „Die Tante wird sicherlich sehr bald zurückkommen — sie weiß ja, daß ich keinen Schlüssel mitgenommen habe."

Wieder nickte er schmunzelnd: „Sehr gern würde ich Sie ja so lange zu uns nach drüben hinein bitten, leider aber ist auch bei uns niemand zu Hause."

Schnell antwortete sie: „O nein, danke sehr! Ich warte lieber hier!"

Plötzlich schlug es zehn. Und mit einem Ruck war das Gas aus, so daß beide nun im Dunklen standen.

Ratlos und angstvoll drückte sie sich in ihre Ecke.

Er aber bekam nun erst recht gute Laune. Mit Humor sagte er: „Wenn ich jetzt nur einen Schlüssel hätte, dann könnte ich wenigstens von uns eine Lampe herausholen."

Mit einmal griff er in die Tasche und zog eine Schachtel Wachskerzen, sogenannte Fünfminutenbrenner, hervor, und im nächsten Augenblick war es hell.

„Na, bin ich nicht ein tüchtiger Kerl?" rief er fröhlich.

Auch sie mußte jetzt lächeln: „Wie drollig die Situation ist; so etwas habe ich noch nicht erlebt."

„Also erleben Sie doch wenigstens auch mal etwas hier in Berlin! Denn bisher lebten Sie ja hier wie eine Einsiedlerin."

„Meine Tante ist eben sehr streng."

„Aber Sie kommen doch nicht nach Berlin, um hier zu versauern!"

„Na, hören Sie! Wir gehen doch auch aus!"

„Aber immer mit der Frau Tante!"

„Ich kann doch nicht allein ausgehen!"

„Sollen Sie ja auch gar nicht! Aber es gibt doch auch noch andere Begleitung — zum Beispiel: ich! — Sie lächeln? — Ja, würden Sie nicht auch mit mir mal in irgend ein Theater und Konzert gehen — wie?"

Leicht errötend sah sie ihn an und antwortete: „O ja, ganz gern — wenn Tante mitkäme!"

„Natürlich! Immer die Frau Tante!" rief er leicht erregt. — „Ihretwegen allein tue ich es doch nur!"

Plötzlich schrie er leicht auf, denn die Kerze war heruntergebrannt und sein Finger schmerzte.

Bedauernd sagte sie: „Wie leid Sie mir tun! Jetzt haben Sie sich meinetwegen gar noch den Finger verbrannt."

Schon hatte er eine andere Kerze angezündet, und heiter erwiderte er: „O, Ihretwegen tue ich das ganz gern."

Ein wenig schelmisch sah sie ihn an, tat dann aber ganz erstaunt: „Sie kennen mich doch eigentlich noch gar nicht."

„So? Meinen Sie? Haben Sie denn in der Tat noch nicht gemerkt, daß ich mich für Sie interessiere, so lange Sie schon hier sind?"

„Natürlich habe ich das längst gemerkt."

„Ja, weshalb haben Sie es mir denn nicht gezeigt?"

„Weil die Tante mich gewarnt hat — nicht vor Ihnen — sondern im allgemeinen — denn die Männer schielen doch alle nur nach der Mitgift!"

„Bitte, schiele ich etwa?! Sehen Sie mich nur genau an!"

Sie mußte lachen, wurde aber gleich wieder ernst und sagte: „Es stimmt doch, die meisten heiraten doch nur des Geldes wegen. Und dafür danke ich. Lieber bleibe ich ledig."

Heiter rief er: „Mit anderen Worten — Sie haben also auch Geld, nicht wahr?"

„Woher wissen Sie denn das?"

„Weil Sie selbst es ja eben verraten haben! — Und übrigens wußte ich es auch schon so!"

„Ach, woher denn?"

„Ich habe mich eben einfach erkundigt."

„Wenigstens sind Sie offen, das muß ich sagen!"

„O, aus meinem Herzen mache ich nie eine Mördergrube! Natürlich heirate ich nur aus Liebe — aber wenn Geld da ist, schadet es ja auch nichts."

„Aber weshalb erzählten Sie mir denn das alles eigentlich?" fragte sie nun heiter.

„Mein Gott, eben weil ich Sie liebe!"

„Und das sagen Sie mir ausgerechnet hier auf dem dunklen Korridor?"

„Wo sollte ich es Ihnen denn sonst auch sagen?! Die Tante bewacht Sie ja wie ein —"

Weiter kam er nicht, denn wieder schrie er leicht auf, weil die erlöschende Kerze ihm wieder den Finger verbrannt hatte.

Jetzt lachte sie laut auf und rief: „Sehen Sie, das war die Strafe!"

Aber schon brannte eine neue Kerze.

Und dann fragte er schelmisch: „Na, was sagen Sie denn nun eigentlich zu meinem etwas sonderbaren Antrag?"

„Vorerst gar nichts," entgegnete sie fröhlich. „So was will doch mindestens überlegt sein."

„Aber natürlich! Ich dränge Sie ja auch durchaus nicht — nur möchte ich ganz gern wohl mal wissen, ob ich Ihnen denn auch nicht zu sehr mißfalle."

Sie blickte ihn lächelnd an und meinte: „Nun, ein Scheusal sind Sie ja gerade auch nicht!"

„O, ich danke verbindlichst!"

„Bitte, bitte!"

„Also darf ich mir dann auch wohl ein klein wenig Hoffnung machen — wie?!"

„Ich sage nicht ja — aber auch nicht nein. — Immer Geduld!"

Galant küßte er ihr die Hand. „O, ich kann warten!"

„Um so besser."

Dann sagte er mit schelmischem Lächeln: „Nun aber, liebes Fräulein, reichen Sie mir bitte Ihren Arm — jetzt möchte ich Sie doch lieber zu Ihrer Frau Tante führen."

Maßlos erstaunt blickte sie auf: „Ja, wissen Sie denn, wo meine Tante ist?"

Und mit einem heiteren Nicken erwiderte er: „Ich weiß es! Ihre Frau Tante ist zu Bergmanns gerufen worden, und bevor sie ging, hat sie bei uns drüben den Bescheid gelassen, daß Sie ihr nachkommen und sie abholen möchten."

„Und das alles sagen Sie mir erst jetzt?! Deshalb mußte ich hier zehn Minuten im Dunkeln warten?!" rief sie in heller Empörung.

Flehend erhob er beide Hände und bat: „Nicht böse sein, bitte, bitte! Ich mußte doch den glücklichen Zufall ausnutzen! Wie anders hätte ich mich Ihnen denn sonst nähern und mich wohl erklären können? Nie hatte ich ja Gelegenheit dazu! — Und sagen mußte ich es Ihnen jetzt, das können Sie mir aufs Wort glauben! Ich mußte es tun!"

Da sah sie ihn an, sah in seine treuen, ehrlichen, glückstrahlenden Augen — und da glaubte sie ihm und reichte ihm die Hand hin.

Jubelnd küßte er die Hand.

Und dann gingen sie Arm in Arm zu der Frau Tante.

Nicht nach Vorschrift.

Ein Kunstprofessor, der ebenso tüchtig wie zerstreut war, hatte einen Besuch bei einem Kollegen zu machen und beschloß, den weiten Weg in einer Kutsche zurückzulegen. Er stand an der Straßenecke und wartete auf eine Droschke; endlich kam eine des Weges, ein Wagen mit einem Pferde, von dem man sagen konnte, daß es stand, wenn es lief.

„Was ist das?" fragte der Professor den Kutscher und deutete auf das Pferd.

„Na, was soll's denn sein! Ein Pferd ist es."

„Ein Pferd?! Wischen Sie's aus und machen Sie's noch mal."

— Meine Sache. Diener: „Der Herr Baron empfängt heute nicht." Gläubiger: „Soll er auch garnicht; ich will „empfangen"!"

— Antipoden. Lehrer: „Hans, wie nennt man die Bewohner der Erde, die gerade entgegengesetzt von uns leben?" Hans: „Antilopen!"

Königskinder tragen diese kühlen seidenen Anzüge. Die kleinen Söhnchen der deutschen Kronprinzessin sind für den Sommer mit Dutzenden kleiner seidener Anzüge, wie der hier abgebildete, ausgestattet. Das Material besteht aus weicher, dünner, aber nicht durchscheinender weißer Waschseide, mit einer Garnierung von weißer Handstickerei an der Bluse und einem Gürtel aus weißem Leder. Die Beinkleider reichen nur bis zum Ellbogen und die Höschen sind kurz und weit. Mit diesen reizenden Anzügen tragen die kleinen Prinzen seidene Halbstrümpfe und geknöpfte Pantoffeln mit Riemen an den Knöcheln.

Könige im Bild.

Wie und warum sich die Herrscher photographieren lassen.

Auch Herrscher sind ja nicht über alle menschlichen Schwächen erhaben, und so ist es begreiflich, daß sie nicht immer gleichgültig dafür sind, wie sie der Welt im Bild oder im Film gezeigt werden. Was man aus den Photographien einiger Fürsten über ihre kleinen Eitelkeiten herauslesen kann, das bildet den Gegenstand einer lustigen Plauderei, die eine englische Wochenschrift veröffentlicht. Vor einer Reihe von Jahren wurde von dem hochaufgeschossenen, schlanken und blassen König Alfons das Gerücht verbreitet, er wäre nicht gesund und habe etwas an der Lunge. Das war natürlich dem König oder zumindest seiner Umgebung recht unangenehm, und wie dieser Argwohn durch Photographien entstanden war, so mußte man ihm auch durch Bilder begegnen, denn ein solches Gemunkel konnte ihm in seiner Herrschaft wie bei seiner damals noch nicht vollzogenen Verheiratung empfindlich schaden. Es gingen also vom Hofe in Madrid eine Unzahl von Photographien aus, die den jungen König als eifrigen Sportsmann und kleinen Herkules darstellten. Da sah man Alfons, wie er Polo spielte, selbst sein Auto lenkte, als kühnen Reiter auf feurigem Pferd und auf der Jagd. Die Bilder taten ihren Zweck des fernen Ostens, zur Verbreitung dieser Vorliebe bei. Im fernen Osten findet der Flottenmatrose mehr Tättowierte, als er jemals daheim gesehen hat — trotzdem die japanische Regierung dieser Gepflogenheit stark entgegenwirkt — und er findet vor allem auch mehr „Künstler", welche für entsprechende Bezahlung bereit sind, diesen Schmuck unvergänglich aufzutragen.

Sonst hat Schmuck gewöhnlich den Zweck, zur Schau gestellt werden; das kann man aber vom Tättowieren unter Zivilisierten nicht sagen. Bei Nichtzivilisierten war es allerdings etwas Anderes, da bei ihnen die Kleidung das „Wenigste" war, und eben die buntfarbigen Zeichnungen auf der Haut einen gewissen Ersatz dafür boten; in der zivilisierten Welt aber fällt dieses Motiv ganz weg, und die Tättowierungen sind an gewöhnlich bedeckten Stellen der Haut. Auch ist niemals ein religiöser Beweggrund dafür vorhanden, der bei manchen wilden Nationen zu diesem Brauch geführt hat. Unter diesen Umständen erscheint die zunehmende Verbreitung des Tättowierens in der Kulturwelt um so bemerkenswerter. Obwohl der seefahrende Beruf vorwiegend davon erfaßt ist, so herrscht doch auch in manchen andern Kreisen ein nicht unbeträchtliches Interesse dafür. Häufig ist dasselbe eine reine Gefühlssache, und das eintättowierte Bild ist z. B. dem Andenken der Mutter oder einer Geliebten gewidmet.

Aber sehr mannigfaltig sind die Bilder und Zeichen, welche bei Tättowierungen angewendet werden. Flaggen, Sterne, Tiere, Anker, Frauenfiguren, Kreuze Dolche und Herze sind einige wenige darunter, mit oder ohne Motto. Gewöhnlich werden nur zwei Farben angewendet, Blau und Rot.

Dr. Farenholt hebt schließlich noch hervor, daß noch niemals durch Tättowierung, kunstgerecht ausgeführt, eine Blutvergiftung verursacht worden ist, und man auch von keiner Uebertragung einer Krankheit auf diesem Wege gehört hat. Vielleicht ist hier das Beste, was man von ihm sagen kann.

Wachs aus Unkraut.

Nachdem man schon vor einigen Jahren erfolgreiche Versuche in Mexiko damit begonnen hatte, sind neuerdings auch im westlichen Texas mehrere Fabriken begründet worden, um aus der wildwachsenden Candelille - Pflanze Wachs zu gewinnen.

Das ist eine, vor noch nicht langer Zeit sehr verachtete Wüstenpflanze, welche in vielen Teilen des nördlichen Mexiko und auch auf großen texanischen Landstrichen, die dem Staate gehören, üppig wächst. Es ist noch nicht gar lange her, daß ein Verfahren entdeckt wurde, ein Wachs aus dieser Pflanze auszuschneiden, welches hochgeschätzt wird.

Hierdurch wurden die betreffenden Ländereien zum ersten Male wertvoll und stark begehrt. In Texas versuchen die Gesellschaften, welche jene Fabriken betreiben, eine möglichst langfristige Pacht auf die bedurften Staatsländereien zu bekommen, um beständig einen großen Vorrat des Rohmaterials liefern zu können, so lange da überhaupt etwas zu holen ist. Und bereits werden große Quantitäten solchen Rohwachses auch nach Europa versandt.

Es ist versichert worden, daß sich aus dieser Pflanze die beste, überhaupt bisher bekannte Gattung pflanzlichen Wachses gewinnen lasse, das für die meisten Zwecke ein vollkommener Ersatz für Bienen - Wachs sei; und dasselbe findet demnach immer vielfachere Anerkennung. Unter anderem hat man gefunden, daß es bei der Herstellung von Phonographen - Rekords vorzüglich zu gebrauchen ist. Aber noch für viele andere Verwendungen scheint es sich sehr gut zu eignen. Es ist nur fraglich, wie lange der Vorrat reichen wird, und ob eventuell ein künstlicher Anbau dieser Pflanze aussichtsvoll ist.

Eine selten große Klapperschlange wurde in der Nähe von Cranberry Lake, N. J., von Frank Kitz, John Wills und George C. Valentine, von Stanhope, sowie George Van Neß, von Dover, erlegt. Nicht weniger als vier Fuß lang war das Reptil, das an der dicksten Stelle des Körpers sechs Zoll im Durchmesser maß. Wie ein alter Schlangenfänger erklärte, hatte er auch schon Klapperschlangen mit bis zu 20 Klappern gefangen, doch hatte das von den genannten Herren zur Strecke gebrachte Reptil zum wenigstens 22 bis 24 Klappern, von denen allerdings bei dem Kampfe nur sechs übrig geblieben waren. Die Gesellschaft befand sich in einem Automobil auf der Fahrt nach Newton, als die Maschine nahe Cranberry Lake über den quer über die Straße liegenden Körper der Schlange fuhr. Trotzdem kroch diese in ein Loch einer Steinmauer, doch beseitigten die Männer, welche ausgestiegen waren, mehrere der Steine, so daß das Reptil sich schließlich in einen Sumpf verkroch. Aber auch dorthin wurde die Schlange von den Männern verfolgt und schließlich getötet. Die Giftzähne der Schlange wurden mit einer Zange herausgezogen und sind ungefähr ¾ Zoll groß.